

Eine Bemerkung allgemeiner Art möge unseren Streifzug durch bekanntes und umstrittenes Gebiet beenden. Wer immer das empfindliche Verhältnis zwischen den getrennten christlichen Konfessionen berührt, soll es nicht ohne große Umsicht und Mäßigung tun, weil der Schmerzstellen so viele sind. Daß der Gegenstand unserer Untersuchung zu den wunden Punkten zählt, kann den Lesern nicht entgangen sein. Seine Erörterung darf gewiß die reine, klare Luft der Theorie nicht vermissen lassen, aber ebensowenig die Nähe der Erde, auf der die einzelnen Menschen und die Völker trotz allen Verschiedenheiten im religiösen Glauben friedlich miteinander auskommen müssen. Deshalb gelten auch hier die Worte, mit denen im Juni 1902 (S. 18) S. Brandi, der damalige Herausgeber der römischen Monatschrift „Civiltà Cattolica“, seinen Aufsatz über ein verwandtes Thema beschlossen hat: „Solche heiklen Fragen behandel'n wollen, ohne den Veränderungen Rechnung zu tragen, die in der Lage der Kirche eingetreten sind, heißt: eine in jedem Falle unnütze, oft auch unkluge und schädliche Sache betreiben, indem man zu Spaltungen und gehässigen Polemiken Anlaß gibt.“

Das Gottesbild in der jüngsten flämischen Dichtung

Von GEORG HERMANOWSKI

„Mit gütigen Händen krönst Du das Jahr — und Deine Fußstapfen triefen von Fett. Selbst die Weiden in der Wüste sind übersaftig und fröhlich die Hügel ringsum — die Wiesen voller Schafe, die Felder getreideschwer, so daß alles jubelt und singt...“

Dein Kleid ist aus Licht gesponnen und Deine Himmel breitest Du gleich einem Teppich aus — läßt Gras wachsen für das Vieh und Saaten, daß der Mensch sich nähre. Brot bringt die Erde hervor und stärkt damit das Herz des Menschen und der Wein erfreut des Menschen Herz, schön wird sein Angesicht vom Öle...

Dir Herr, singe ich Lob, solange ich lebe!“

Diesen Psalm läßt Felix Timmermans seinen Pallieter zum Lob und Ruhme des ewigen Sonntags in seiner flandrischen Heimat singen. Und nachdem er ausgesungen hat, läßt ihn der Dichter zu dem dunkelbraunen Zwieback greifen, von dem der goldgelbe Honig in dicken süßen Tropfen an seinen Fingern herabgleitet.

Ein gütiger Gottvater, der ewige Schöpfer und Erhalter dieses herrlichen Erdenparadieses, breitet seine immerfort segnenden Hände über diese Erde, läßt die nie versiegende Fülle seiner Gnaden frei ausströmen, wacht über Flandern, schaut lächelnd und zufrieden hernieder. Und die Menschen fühlen sich in seiner Hut geborgen, sie vertrauen auf ihn. Leid und Not sind ihm und ihnen fremd, sie fühlen weder Hunger noch Kälte, kennen weder Kummer noch Verdruß.

Mag sich der Frost auch auf die Fenster legen,
Und mag der Wind auch durch den Schornstein fegen,
Der Winter ist ein klein Malheur,
Denn Gott steht vor der Tür!

So klingt des Dichters sorgenfreier Sang in seinem „Minneke poes“ aus. So wacht Gott Vater über den Menschen.

Timmermans kennt die Gefahren, die an den Grenzen seines menschlich gestalteten Gottesbildes lauern, und er weiß sie wohl zu umgehen. Wie leicht eine solche Auffassung aber Gott selbst die Züge menschlicher Schwäche beilegen kann, zeigt uns die junge Dichterin Lisbeth van Thillo in einem Gedicht, das dem „Heimweh Gottes“ gilt und in dem sie den greisen Gottvater mit schneeweißem Haupte müde durch sein Paradies wandern läßt. „Er streicht sich durch das Haar und denkt: 's ist schlecht bestellt auf Erden!“ — Überall sieht er nur die Spuren von Evas Füßen und schließlich heißt es von ihm:

Ihn hat die Wehmut übermannt,
Er muß sein Haupt auflehnen,
Mit seiner breiten, offenen Hand
Wischt er hinweg die Tränen.

Alsdann geht Gott nach Hause und beschließt, den Menschen zu erlösen.

Auch der Gottvater Timmermans hat in seiner unendlichen Güte den eingeborenen Sohn zur Erde herabgesandt. Wohin sollte er ihn wohl anders senden, wenn nicht ins sonnige Flandern? Da ruht das Kind nun im sanften Licht einer alten Stallaterne in der kleinen Bauernkrippe im Dörfchen Bethlehem, das irgendwo zwischen Gent und Brügge liegt — und als erste Gabe der Menschen streckt ein altes Weiblein ihm seine „vierkantigen Armlatten“ entgegen und reicht ihm auf einem großen, grünen Kohlblatt ein Pfund frische Butter: „Da hast du was, aufs Brot zu schmieren!“ Und dem „boterham“ folgt der Sirup, Eier und Speck, Schinken, Äpfel und süße Milch und „allerlei nötige Dinge“, wobei auch der Blumentopf mit der duftenden Geranie von des Dichters Fenster im schönen Lier nicht fehlen darf.

Dann wird das Kind mit Schreien groß — „denn davon wachsen Kinder“, — und wer je im Leben an den Sohn Gottes denkt, denkt an das „Jesuskind in Flandern“.

Leid und Not, mit ihnen auch das Kreuz, scheinen diesem Lande fremd zu sein. Öffnen doch die Kreuze nur „die Pforten zu den schönen Tagen des Sommers“! Die leuchtenden Prozessionen mit ihrem Gold und Silberflimmer, mit weißen Kleidern und weiten, wehenden Röcken, der Klang der Glocken vom alten Gent bis zum kleinsten Dorfkirchlein, die Fülle der Heiligen, von Sichem und von Lier und aus der ganzen „Diözese Bethlehem“, die Lieder der Engel und Kinder — sie über-

strahlen das Kreuz. Selbst dort, wo der alternde Dichter es im „Bauerngebete“ nennt, ragt es fern aller Leidensnot und Todespein als „goldene Frucht im Lande“ auf:

's Kreuz steht einsam in den Feldern,
Kreuz von meiner Bauernhand,
Hart gehauen, grob gebildet,
Eine goldne Frucht im Land.

Jesus ist für uns gestorben
Und vielleicht auch für mein Feld.
Er nur weiß, wie's um die Sterne,
Wie's um meine Saat bestellt.

Herr, laß uns einander helfen,
Du, der nicht das Stroh erkennt,
Gib mir Saat, ich geb Dir Weizen
Für Dein heiliges Sakrament.

Frohen Jubel, Lob und Dank singen die Werke Felix Timmermans.
Wolkenlos ist der Himmel über Flandern, schattenlos dreht sich die Erde um sich selbst.

Erst in den letzten Gedichten läßt der Dichter leise ahnen, daß sich hinter einer jeden Freude ein Leid, hinter jedem Leben der Tod verbirgt:

Maria singt in goldner Abendstund
Mit hel'er Stimme
Und ro'em Mund.
Die Rosen blühn auf hohen Stielen,
Ein Vogel lauscht versteckt im Ried,
Dann schlummert's Kind in ihrem Schoß.
Ihr Auge ist so prächtig groß,
In ihrem Mund verklingt das Wiegenlied.
Im Weiher glänzt des Mondes Kleid,
Schon schleicht der Tod durchs Schattenmoos;
Glückselig, daß sie ihn nicht sieht —
Er ist noch weit.

Dieses romantische Flandernbild, dessen Geburtsstunde mitten im ersten Weltkrieg schlug, hatte sich so tief in unser Bewußtsein geprägt, daß der um 1930 von Gerhard Walschap und einigen jungen Dichtern seiner Schule unternommene Versuch, ihm ein anderes, wirklicheres, das Bild des Landes in seinen Nöten und Leiden, den Menschen in den Versuchungen des Lebens entgegenzustellen, an uns fast spurlos vorüberging.

Vom Kriege niedergebeugt, suchte die Welt Trost und Hoffnung in dieser sonnegesegneten Dichtung. War es eine Flucht in die Romantik? Eine schmachkende Menschheit, hungernd und dürstend nach dem „gelobten Lande“, ergriff mit offenen Händen das Paradies, das der Dichter

vor ihren Augen öffnete. Sie fragte nicht, ob es wirklich war. Es war eine schöne Illusion, die keiner zerstören mochte, und die so lange vorhalten sollte, bis der alternde Dichter, der sie einst beschworen, zwei Jahre vor seinem Tode selbst Hand an sie legte.

In seinen nunmehr aus dem Nachlaß veröffentlichten Gedichten der Jahre 1945/46 hat Timmermans das Bild des ewig lachenden und feiernden Flandern zerbrochen. „Die Zeit ist um — nun kommt die Zeit, da man nach innen sieht!“

De profundis, aus den Tiefen
Meiner Seele — arm und krank,
Angefüllt von Leid und Sünde,
Da ich allzeit für und für
Wieder in das Böse sank,
Ruf ich dennoch, Herr zu Dir!
Sucht Dich, wo die Himmel schliefen,
In der Sterne Harmonie,
In Prophe en, Hieroglyphen,
Die Dich bannen
In Folianten,
Wo die Wei en zu uns riefen,
Doch in mir sucht ich Dich nie;
Bis ich trug des Lebens Wunde
Und ich Dich, o selge Stunde,
Fand in meinen eignen Tiefen.

Ist das noch der gleiche Timmermans? Nun, da der Dichter auf sein Leben zurückblickt, dessen sonnige Tage er einst besungen, auf ein gelobtes Land, das er mit „rot und blau auf goldnen Grund“ gemalt hat, da er „in fernen Ikonen träumte“, sieht er die Stunde nahen, die ihm „den Pinsel aus der Hand“ nehmen will, und er fühlt sich plötzlich einsam. In ihm wächst die Sorge um seine Seele: „Daß sie sich nicht dem Stoffe beugt“, denn „immer will das Fleisch die Seele schwächen“.

Und so betet er zum himmlischen Vater droben:

„Laß in mir Reue walten,
Herr, rühre an mein Herz.
Lehr wieder mich die Hände falten,
Schenk mir der Träne Schmerz.“

Und ihn, der dreißig Jahre lang das Paradies auf Erden kündete, überfällt nun die Sehnsucht und die Sorge um das himmlische Paradies:

Durch welche Wüste führt der Rain
Zu den gelobten Landen?
Da ist viel Durst, da ist viel Pein
Doch wenig Trost vorhanden.
So kamen wir auf unsern Wegen
Den Rebenrägern bald entgegen

Und fragten gleich: Ist es noch fern?
Sie wiesen schweigend ungefähr —
Als ob ein Bogenschuß es nur noch wär —
Zum Abendstern.
Das Land ward nicht gefunden.
Das Heimweh bleibt, Leid, Zweifel, Not
Und Eitelkeit und Sünde.
Vielleicht steht vor dem Eingangstor der Tod?
Man sagt, wer Gott will schau'n, muß sterben.
Führt durch die Grotte unser Trott,
Durch unsere Seele, wo Du weilst, mein Gott,
Die schöne Hoffnung fällt in Scherben.
Denn dann beginnt der Weg erneut...
Dann war es nicht so nah, mein Gott,
Doch ach, auch nicht so weit.

All seine Sorge aber ist von gläubigem Vertrauen getragen. Gott bleibt für ihn der gütige Vater, an den er sich bittend wenden darf:

O Herr, laß es mich noch erleben,
Laß gnädig Deinen Morgen bald
Sein Gold durch meine Seele weben,
Denn ich werd alt.

Wohl ist der Dichter sich seiner eigenen Schwäche und des menschlichen Unvermögens bewußt, wohl weiß er, daß er allein ein Nichts ist und nur mit Gottes Hilfe sein Ziel erreichen kann. Doch eine felsenfeste Zuversicht spricht aus seinen Versen:

Es liegt so schwer in meinem Blut,
Es will mir nicht gelingen,
Jedoch gibst Du mir neuen Mut,
Soll es mir Trost und Stärke bringen,
Dann wird es gut!

Wo aber ein Glaube glüht, der Berge zu versetzen vermag, wo eine Hoffnung zum Himmel auflodert, die sich nicht abweisen läßt, dort fehlt auch die Liebe nicht.

Und hieltest Du Dich verborgen auch
All lockend hinterm Dornenstrauch,
's mag stechen und mag kerben;
In tausend Stacheln blieb ich still,
Und käm ich blutig an, ich will
In Deiner Liebe sterben!

Von hier aus eröffnet sich uns das neue Christusbild des alternden Dichters. War es einst das „Jesukind in Flandern“, dem seine ganze Liebe galt („Seit meiner frühesten Jugend trug ich es in mir, als Kind,

als Jüngling habe ich mich immerzu damit beschäftigt, durch mein ganzes Schreiberleben tropfte es wie Honig, immer hat es um mich getanzt, in mir gesungen, mit seinen Farben in seiner erhabenen Poesie“, wie es in einer nachgelassenen Studie zur „Weihnacht in Flandern“ heißt), so ist es nun der Auferstandene, der mit seinen Jüngern nach Emmaus geht. Ihn sucht der Dichter festzuhalten:

„Herr, bleib bei uns, die Sonn geht unter“,
Dann luden wir den fremden Mann,
Der mit uns ging entlang den Rain,
Zum Abendbrote ein.
Er schloß die Augen, segnete es dann.

Da ward verklärt sein Angesicht
Durch jenes helle Himmelslicht,
Darin er plötzlich von uns schwand ...
Das war das Wunder.

Wir standen wie gebannt
Und falleten die Hände.
Es schien, daß er durch uns hindurch verschwand,
Denn in uns lohten seine Brände.
Bleib so in uns, o Herr, die Sonn geht unter!

An seiner Stelle will auch Timmermans auf seinem letzten Wege gehen:

Durch des Abends Nebelschleier
Kann des Mondes Horn ich sehn.
Einsam muß am Weg ich stehn,
Um mit Dir in Deinem Schatten
Dann nach Emmaus mitzugehn.

Zum ersten Male gilt nun auch der dritten Person in der Gottheit des Dichters Stimme. In jener sinnlich faßbaren Welt von einst war für sie wenig Raum, und es dürfte bisher wohl das einzige Gedicht der jungen, flämischen Lyrik sein, das dem heiligen Geiste geweiht ist:

Der Geist weht, wo er will
Und steht nie still.
Einmal bei dir, woanders dann.
Warum schaun wir einander an?
Sieh, was bei mir ist, ist bei dir,
Der gleichen Flut entstammen wir;
So wie des Baches muntre Wellen
Entspringen all dem gleichen Nest,
Sich nähren von den gleichen Quellen,
So sind wir eines Baums Geäst,
Desselben Hauses Steigen,
Sind Adern für das gleiche Blut,
Und ob der Geist im Flammenreigen

Bei dir nun, dann bei mir verweilt,
Ob zehrend er zu einem andern eilt,
Er ist in uns! In uns! So ist es gut!
Nach ihm verlangend wolln wir schweigen.

So ist das letzte Wort dieses uns allzu früh vom Tode entrissenen Dichters ein großes Gebet, ein Bekenntnis zum dreieinigen Gott, durch dessen „stille Flut“ er „vom Heimweh schwer durchwogen“ „auf Regentbogen dahintreibt“. Die letzte Weisheit eines erfüllten Lebens ist nun, da Leid und Glück so eng beieinander liegen und da Gott „so schwer zu tragen“ ist, ein letztes, sehnächtiges Verlangen hin zu ihm, der da gesprochen hat: Ich bin die ewige Liebe!

In meiner Seele sangen Begehren und Verlangen,
Bis toll sie sich im Sterngewebe Deiner Nacht verfangen,
O Herr!
Fühl mich in Flammengluten zwischen Erd und Himmel hangen.
Es tut so weh!
Daß ich zurück doch geh,
O laß mich niederstürzen in den Rausch der Triebe,
Wenn nicht, verzehr mich durch das Feuer Deiner Liebe!

*

Inmitten des zweiten Weltkrieges haben Emiel van Hemeldonck und André Demedts in ihren großen Romanen „Das Mädchen Maria“ und „Niemals wieder“ für die flämische Dichtung den Menschen entdeckt.

„Pallierter“ und „Flachskopf“, ja selbst Walschaps „Jan Houtekiet“ waren Typen. Erst im Mädchen Maria und in Stien Waegeneere treten uns individuelle Persönlichkeiten gegenüber. Und so konnte es nicht ausbleiben, daß man auch das Verhältnis des Menschen zu Gott in eine persönliche Sphäre rückte. Die Romangestalten dieser Dichter sprechen kaum von Gott — es sind meist recht schweisgsame, vom Leben hart gezeichnete Menschen. Doch von ihnen gilt jenes Wort, das Ernst Wiechert vom alten Jeromin prägte: „Der Großvater hat nie gewußt, was ein Atom ist. Er hat nur gewußt, daß er ein Kind Gottes war, und das war eine große Weisheit!“

Das Mädchen Maria, das in früher Jugend seine Mutter verliert, trägt von dieser das heilige Vermächtnis, seinen jüngeren Geschwistern Mutter zu sein und auch seinen Vater zu betreuen, der als einfacher Ziegeleiarbeiter dem Traume eines verlorenen Glückes nachgeht, bis es eines Tages dank der unermüdlich aufopfernden Sorge seiner Tochter Wirklichkeit wird. Doch nur, weil das Mädchen Maria ein Kind Gottes ist, kann es dieses Leben meistern, — so hart es ihm manchmal auch fällt —, denn auf eines muß es verzichten: auf sein eigenes irdisches Glück. Maria gibt alles für die Ihren dahin, am Ende selbst ihr Leben. Sie lebt ein Leben der reinsten Liebe zum Nächsten in einer lieblosen Welt und erfüllt so das erste und größte Gebot, das Gott den Menschen gegeben hat.

Auch Stien Waegeneere sagt: „Mensch sein heißt sein Kreuz auf sich nehmen, sein Leben leiden, denn könnte man dem Menschen sein Kreuz abnehmen, er würde untergehen!“ Er spricht den Namen Christi nicht aus — doch er nimmt stumm dessen Kreuz auf sich und folgt Ihm nach. So wie er, wissen sich auch alle anderen Gestalten André Demedts unter dem dunklen Himmel Flanderns geborgen in Gottes Hand.¹

*

Stärker noch als in der Epik, die im ruhigen, gläubigen Geborgensein dahinfließt, zeichnet sich in der jüngsten flämischen Lyrik das neue Gottesbild ab.

„Alles ist Seele, Woge des Blutes“, sagt André Demedts von der Dichtung Albert Westerlincks, den wir den Gottsucher in der jüngsten Dichtergeneration Flanderns nennen dürfen. Ihn hat das Leid der Einsamkeit zutiefst getroffen.

So oft hab' ich mein Leid den Nächten zugeweint,
Du hörtest mich mit Baum und Tier die Worte tauschen,
Sie galten Dir, da ich zu dieser Zeit mit Dir vereint
Sein wollt in meiner Angst, wenn nur die Tiere lauschen
Nach Worten, die das Weh im Menschenmund nicht fand,
Die in Gebärden und im Wunderspiel der Augen nur erklingen.
O Gott, hast Du gewacht, als uns das Unglück übermannt,
Als vor der Flut der Lüge dann die Augen uns aufgingen,
Als alles, was einst feststand, was ich einst geliebt, versank,
Wie bitterer Wermut aus Betrügermund erweckte Unbehagen?
Hast Du gewacht, als dann Dein Wort nicht mehr zu unsern Herzen drang?
Wie konnte Deine Liebe, Gott, nur diese Pein ertragen?

Überal' hat er Gott gesucht, in der Natur, im Menschen, in der Kunst,
doch er hat ihn nicht gefunden. Sein verzweifelt suchender Blick bohrt
sich in unsere Seele: Ein verlorener Sohn findet seinen Vater nicht.

Doch leider suchte ich vergebens, hab Dich nicht gefunden
In Stunden, da mit Deinen Sternen ich geweint,
Im Freundesherz, in Augen, die mich streng gebunden,
In eines Menschen Wort und mit dem Leid vereint.

Und nun wird die Stimme des Priesters in ihm wach:

O Gott, wie grausam ist's, vor Deinen Altar hinzutreten,
Zu wissen, daß Dein Leib tief in uns Einkehr hält,
Daß unsre Herzen zu der Glut der Liebe beten,
Doch daß dies große Glück sich nur für kurze Zeit zu uns gesellt.

Doch vor dem gleichen Altare reift auch die Erkenntnis:

Durch Liebe finden wir allein, durch tiefbeglücktes Minnen
Die Sicherheit: Dein Los und unseres sind stets eins.

¹ Zu Hemeldonck und Demedts vgl. meinen Beitrag „Das andere Flandern“ im Dezemberheft 1948 der Zeitschrift „Begegnung“.

Und so endet diese große „Gott“-Dichtung schließlich im Gebete:

Erbarm Dich nicht: Im Fieber laß mein Herz verloren,
Ich wünsche keinen Aufschub, Herr, erspare mir nicht Deiner Rute Schmerz.
Aus meiner Dunkelheit wird einst Dein Licht geboren,
Bricht auch im Jubel Deines Sonnenlieds mein Herz.

Den Gipfel der jungen flämischen Gottesdichtung bildet das lyrische Werk des Dichters André Demedts. Getragen vom Bewußtsein der menschlichen Schuld, von tiefer Reue durchdrungen, sucht der Dichter nach dem allerbarmenden Vater, von dem er Liebe und Verzeihung nicht zu fordern wagt, den er allein um das Heimweh nach der ewigen Heimat droben in den Sternen bittet, die ihm sein fester Glaube offenbart:

Ich kenn ein Land, dort wo das Herz sich endlos weitet.
Einst nannt ich unbewohnbar es, das sich zu meinen Füßen breitet,
In dem das Vaterland, das Paradies ich weiß.
Kein Schnee schmilzt in der Sommersonne dort dahin,
Vergessen darf ich dort, daß ich verloren bin,
Darf leben, wie die wilde Ente lebt im ewgen Eis.

Das Johanneswort: „Ich muß abnehmen, auf daß ER wachse“, könnte über dem Werke dieses Dichters stehen. Erkenntnis, Einkehr und Umkehr offenbaren uns die ergreifenden Verse, über die Demedts das Wort „Der Sünder“ schrieb:

Spät nach Mitternacht, als er gewahrte,
Daß der Mond mit erstem Tageslicht
Sich vereinte, eh der Morgen klarte
Über seinem Angesicht,
Kehrt er sich zur Mauer, finster, bleich,
Und er schloß die Augen wieder.

Irgend etwas ätzt der Säure gleich
Seine Seele, der Gewißheit Sense mähte
Seine Träume nieder,
Die er kühn um sich erwachsen ließ:
Mensch war er und Mann und Gott.
Ob man ihn ein lebend Ding noch hieß,
Kaum ein Wurm, fast niemand mehr —

Sünder nur mit tränenleerem Angesicht
Wund und offen —
Liebe, ach, wie stark ergriff sie ihn.
Fürchtet er, täuscht ihn sein Hoffen?
Der ihm einst zu gleichen schien,
Hält nun über ihn Gericht.

Dann aber dringt er bis zu den letzten Tiefen menschlicher Erkenntnis vor und hebt aus ihnen das lautere Gold der reinsten Gottesliebe. An

der äußersten Grenze des Selbstvergessens, am irdischen Schlagbaum des Verzichtes ruft er Gott zu: Liebe uns nicht — leide nicht um uns Menschen! — Wir haben es nicht verdient!

An eines nur, von allem dem, was wahrhaft lebt,
Hab ich geglaubt: Nur an Dein Sein. Gewißheit ward
Es mir, die jede Faser meines Hirns durchwebt.
Die unlösbar sich meinem Mark und Blut gepaart.
Ich glaub an Dich, ich leide um Dich und ich bange
Allzeit um Deine felsenfeste Majestät.
Scheint manchmal es, als ob nach andrem ich verlange,
Nein, ich begehre nichts andres mehr, ach, lange, lange,
Als daß einmal nicht Deine Gottheit vor mir steht,
Daß Du als Mensch erscheinst, als Sterblicher gleich mir,
Der auf mich hört und endlich einmal mir erklärt,
Warum er uns und mich denn liebt, ein Nichts vor Dir,
Des Anblick kaum doch meine eigne Angst entbehrt.

Auch sind wir nicht des Bruders Herzensgüte wert,
So fern von Dir, Du lieber Gott. Wenn Dichter singen,
Was immer uns auf Erden gut zu leben lehrt,
Dann sprechen sie von Blumen, Sternen, Liebesringen,
Von all den Träumen, denen auch mein Herz sich einst ergab,
Bis daß ich flieht um Glut und um Vergessensein.
Wie gern sah ich sie zwischen mir und meinem Grab,
Darin man mich ohn sie, ohn Dich einst legt hinein.

O Gott, mein Gott, bekennen muß ich Dir die Schwere,
Die niederdrückt beim Tragen Deiner Liebesbande.
Lieb doch gleich uns die Blumen, Sterne und die Meere,
Denn uns zu lieben bringt nur Ärgernis und Schande.
Ich darf nicht daran denken, daß Du leiden könntest
Um mich, wie ich um Dich. Denn ach, der Sonne Licht
Verdunkeln wir einander schon. Hab Mitleid, gönne
Dir selbst die fremde Liebe zu den Menschen nicht.

Ein jeder hat an seinem Lose schwer zu tragen;
Du brauchst, o Gott, mit Sündenlast ihn nicht zu plagen,
Und nicht damit, daß Du dereinst geschrien, gefleht,
Für uns geblutet hast. O ewge Majestät,
O Lebenshauch, in dem stets alles uns umweht,
Denk an uns nimmermehr! Doch wenn Dein Denken flieht,
Send uns ein brennend Heimweh, das uns so durchglüht,
Daß eine schönre Liebe einst aus uns erblüht,
Ein neues Fühlen und ein neues Dich-Erkennen.
Erlaub es mir dann, Gott, laß mich nochmals Dich nennen,
Und laß mich leben, wie ein Mensch auf Erden lebt,
Der dennoch stets in Angst und Furcht zu Dir hin strebt.

So steht vor uns das Gottesbild der jüngsten flämischen Dichtung —
eine leuchtende Ikone, die würdig selbst neben den Meistern des hohen

Mittelalters erstrahlt. Gleich einem Geheimnis öffnet sie sich uns, ein stilles Rätsel, das uns tief ergreift. Manch ein Lied mag uns wie ein Klang aus einer anderen, fernen Welt erscheinen, ein seidener Schleier liegt über manchen Versen, den nur dann und wann die Hand des Dichters selbst zu heben vermag.

Das Geheimnis dieser Dichtung aber können uns jene Worte offenbaren, die Felix Timmermans seinem Adagio vorangestellt hat:

Bin eine Saite Deiner Harfe,
Wann bringst Dein Finger mich zum Schwingen?
Denn auch mein Sang will ja den Klang
Herr, Deiner Sinfonie durchdringen!²

Die Todesursache bei der Kreuzigung

Von HERMANN MÜDDER¹

Die Hinrichtungsmethode der Kreuzigung kam von den Skythen zu den Assyriern, Medern und Persern. In Griechenland wurde sie von Alexander dem Großen angewandt, bei den Römern erst nach den punischen Kriegen. Sie war dort nur für Sklaven vorgesehen und selbst hier nur als Strafe für gemeinste Verbrechen. Cicero nennt sie die schrecklichste und abscheulichste Todesart. Jedenfalls bedeutete der Tod am Kreuz in der antiken Welt die größtmögliche Entehrung.

Hierdurch erklärt sich auch, warum die Kunst der Antike kein Bild der Kreuzigung geschaffen hat. Das Kreuz war als Gegenstand der Kunst aus moralischen und ästhetischen Gründen völlig unmöglich. Es wäre für die Gläubigen eine Geschmacklosigkeit gewesen und für die Ungläubigen ein Zielpunkt des Spottes (1 Kor. 1, 22: „... wir aber predigen Christus den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit“). Man denke sich heute eine neue religiöse Gemeinschaft, deren Symbol den am Galgen hängenden Gründer darstellt. Erst spät taucht daher das Kreuz in der Kunst auf und auch dann noch in versteckter Form (*cruces dissimulatae*). Das änderte sich erst im 4. Jahrhundert, als keine Kreuzigungen mehr stattfanden und nach der Kreuzauffindung im Jahre 320 die Verehrung des Hl. Kreuzes einsetzte. Der Gekreuzigte (*crucifixus*) wurde zuerst im 5. Jahrhundert dargestellt, auch dann noch nicht naturgetreu, sondern idealisiert — im Okzident meist als Betender, im Orient als Triumphierender. Erst im Mittelalter tritt in der gotischen

* Bibliographie: Felix Timmermans: „Adagio“, Van Kampen, Amsterdam 1948 (Die deutsche Übertragung bereitet der Insel-Verlag vor). — Albert Westerlinck: „Bouvenzinnelijk Verdriet“, Steenland, Kortrijk 1938. — André Demedts: „Vaarwel!“ (Leb wohl), De Poorte, Oude God 1940 (Die deutsche Übertragung bereitet der Verlag Lambert Schneider in Heidelberg vor). — Emiel van Hemeldonck: „Maria mijn kind“, Gottmer, Haarlem 1943 (Deutsche Übersetzung: Balju'n Pick, Köln 1948: „Das Mädchen Maria“). — André Demedts: „Geen tweede maal“, De Kinkhoren, Brugge 1941 (Deutsche Übertragung: Karl Alber, München 1948, „Niemals wieder“). — Alle flämischen Dichtungen sind hier in eigener Übertragung zitiert.

¹ Die Frage nach der eigentlichen Todesursache bei der Kreuzigungsstrafe ist durch die Untersuchungen über das Turiner Leichentuch neu in Fluß gekommen, aber bis heute nicht eindeutig geklärt. Der vorliegende Forschungsbericht, der sich auf freiwillig übernommene Versuche junger Mediziner stützt, scheint geeignet, eine endgültige Lösung des Problems herbeizuführen. Die Schriftleitung.